

## **Zeltgeschehen**

Die Hamburger Menschenfackel  
Konservativer, religiöser, abergläubischer  
Geschichtsbewußtsein  
Zunehmende Selbstmordrate bei  
Jugendlichen

## **Im Blickpunkt**

### **Stehen wir vor einer neuen APO?**

Was sie wollten  
Was daraus wurde  
Von den Ostermärschen zum Anti-  
atomdorf  
Bürgerinitiativen und der heißgelaufene  
Fortschritt  
Verlust der Alternativen als Stunde der  
Reformen

## **Berichte**

**Die Gemeinden Gottes**

## **Informationen**

MORMONEN

Die historischen Stätten

ISLAM

Saudi-Arabien: Weltweite Förderung des  
Islam

BUDDHISMUS

Buddhistische Kritik am Christentum  
25 Jahre Arya Maitreya Mandala  
Buddhistisches Adreßbuch für Europa  
Buddhismus in Schulbüchern

**E 20 362 D**

# Material dienst

Aus der  
Evangelischen Zentralstelle  
für Weltanschauungsfragen  
der EKD



# 1

**41. Jahrgang**  
**1. Januar 1978**

## Zeitgeschehen

○ **Die Hamburger Menschenfackel.** „Hartmut Gründler verbrannte sich hier. Er wollte sein eine lebende Fackel des Protestes gegen einen gewissenlosen Ausbau von lebenszerstörender Atomenergie. Wir sind betroffen.“ So steht es auf der hölzernen Gedenktafel, die Freunde Gründlers an der Hauptkirche St. Petri wenige Tage nach seinem Tod angebracht haben.

Wer ist noch betroffen?

Die rund dreihundert Umweltschützer, die paar Vertreter aus Politik und Wissenschaft, die Bekannten und Freunde, die am letzten Novembertag des vergangenen Jahres um sein Grab auf dem Tübinger Bergfriedhof standen. Vielleicht auch die Passanten, denen in jenen Tagen des beginnenden vorweihnachtlichen Trubels in einigen deutschen Städten von wenigen jungen Menschen mit Fackeln in der Hand ein Flugblatt überreicht wurde. Wahrscheinlich auch einige Zeitungsleser, die die meist kurze Notiz nicht übersehen haben. Aber sonst?

„Wir müssen ihn in Schutz nehmen vor denen, die die ganze Wucht des Wissens und des Leids gar nicht an sich herankommen lassen“, sagte Vikar Wolfgang Wagner an seinem Grab. „Er war kein Kirchenchrist. Aber mit einer Konsequenz, die wir eisern nen-

nen möchten, die bei ihm aber aus einer ganz persönlich gearteten Nächstenliebe kam, hat er nie, niemals den Boden der Bergpredigt verlassen. Ob man das von uns Kirchenchristen auch sagen wird?“ So heißt es in einem Brief, der uns in jenen Tagen aus Tübingen erreichte.

An Gandhis gewaltlosem Widerstand hat sich Gründler orientiert. Mit Saft- und Wasserfasten und mit einer Selbst-Ankettung am Kölner Dom wollte er die Öffentlichkeit auf die Probleme und Gefahren der Atomenergie aufmerksam machen. Den Bundeskanzler und den Forschungsminister Matthöfer hat er in Briefen, Eingaben und Petitionen ebenso bedrängt wie den Papst und evangelische Kirchenleitungen. Aber er hat – wie seine Freunde berichten – von seinen Kontrahenten nie als von Feinden, sondern immer nur von Gegnern oder von „Konfliktpartnern“ gesprochen. Für viele seiner Bundesgenossen war es deshalb schockierend, daß er „nicht grundsätzlich gegen Atomenergie“ war. Deshalb wird man mit der Bezeichnung „Fanatiker“, die so rasch und billig zur Hand ist, in seinem Fall sehr vorsichtig umgehen müssen. Sein „Fanatismus“, seine Leidenschaft, seine Radikalität ging noch in eine ganz andere Richtung. Er wollte in der Sache der Energiepolitik – aber nicht nur in ihr – mit der Waffe des Arguments und in der freien, offenen Diskussion vorstoßen zur absoluten Wahrheit.

Es ist hier nicht der Ort, die Argumente Hartmut Gründlers aufzuzeigen und ihnen die Gegenargu-

mente gegenüberzustellen, die nicht einfach des blanken Opportunismus verdächtigt werden können. Politik ist darüber hinaus nicht nur ein Kampf um die Wahrheit, sondern um Interessen, um Kompromisse, um Risiken, denen keiner der Verantwortlichen sich entziehen kann. Aber daß von einer breiten Öffentlichkeit die Menschenfackel von Hamburg allenfalls noch als Meldung der Presseagenturen registriert wurde – dieser tiefe Stachel bleibt. ai

○ **Konservativer, religiöser, abergläubischer.** Zwischen Oktober 1976 und Mai 1977 hat eine Frankfurter Werbeagentur in Zusammenarbeit mit dem Düsseldorf Ires-Institut eine Meinungsumfrage unter 6200 Bundesbürgern veranstaltet. Ziel dabei war, eine umfangreiche Analyse über Meinungen, Lebensgewohnheiten und Konsumverhalten der westdeutschen Bevölkerung vorzulegen. Das Ergebnis, in einem Satz zusammengefaßt, lautet: „Der Bundesbürger ist konservativer, religiöser, abergläubischer, kinder- und ausländerfeindlicher als noch vor einigen Jahren.“ ai

○ **Geschichtsbewußtsein.** „Im Jahre 1972 fragte ein Geschichtslehrer seinen Schüler“, so lautet eine Vorbemerkung in einem von Adalbert Hudak in der Oktober/Novembernummer 1977 der Zeitschrift «Erneuerung und Abwehr» unter dem Titel „Der geistige Nährboden und die Strategie der Systemveränderer“ veröffentlichten Aufsatz: „Nennen Sie mir zwei bedeutende deutsche Per-

sönlichkeiten der Gegenwart, deren Namen mit B beginnt.“ Die Antwort des Schülers: „Beckenbauer und Breitner.“ Der Lehrer meinte, er hätte gerne die Namen Brandt und Barzel gehört. Darauf der Schüler: „Diese Namen kenne ich nicht; bei den beiden kann es sich nur um Reservespieler handeln.“ „Wir haben es hier“, meint Hudak, „mit einer totalen Verengung, mit einer Reduktion des Erfahrungshorizontes zu tun.“ Dieser Diagnose im „Monatsblatt der Evangelischen Notgemeinschaft in Deutschland e. V.“ (so der Untertitel der Zeitschrift) kann in der Tat nur jeder zustimmen, der wach und damit auch ein Stück leidend in unserer Zeit lebt. Auch dann, wenn die Meinungen, womit dieser Erfahrungshorizont gefüllt werden müßte, sicher erheblich auseinandergehen. ai

○ **Zunehmende Selbstmordrate bei Jugendlichen.** Die Zahl der Selbstmorde bei Jugendlichen zwischen 15 und 25 Jahren in der Bundesrepublik Deutschland hat seit 1969 um fast 40 Prozent zugenommen. Allein 1975 haben sich etwa 1400 junge Menschen zwischen 6 und 25 Jahren das Leben genommen. Das berichtete nach einer Meldung der «evangelischen jugend information» 10/1977 der Sozialpädiater Dr. H. Müller auf der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sozialpädiatrie. Als Hauptgründe für die ständig zunehmenden Selbstmorde junger Menschen nannte er Vereinsamung, allgemeine Zielunsicherheit, Lebensangst und Leistungsverweigerung. mi

# Stehen wir vor einer neuen APO?

**Besetzungen von Bauplätzen für Kernkraftwerke mit den Bildern von Polizisten, die sich im Nebel von Wasserwerfern und Tränengasbomben Schlachten mit aufgebracht Menschenmassen liefern, Bürgerinitiativen aller Art und Diskussionen von Zeitkritikern über „Demokratie-“ und „Staatsver-**

**drossenheit“ lassen an die späten sechziger Jahre denken, in denen auch die heutige Terrorismus-Welle ihre letzten Wurzeln hat. Stehen wir am Ende der siebziger Jahre vor einer „APO“, einer neuen außerparlamentarischen Opposition gegen den verfaßten Staat und die ihn tragenden Parteien?**

Die Frage, ob unserer Demokratie, die, wie manche Kritiker meinen, einstweilen lediglich als „Schönwetter-Demokratie“ zu funktionieren hatte, eine neue Bewährungsprobe in Form einer wiederauflebenden „APO“ bevorstehe, nimmt eine Formel aus den sechziger Jahren auf. Aber lassen sich unsere Probleme von heute wirklich noch mit den Problemen jener Zeit vergleichen? Diese Frage zu beantworten, macht es erforderlich, daß wir kurz die Erinnerung an die Zeit der großen Studentenunruhe auffrischen, die damals nicht nur in der Bundesrepublik ausbrach, etwa in Berlin und Frankfurt, sondern sich als weltweites Phänomen von Berkeley in Kalifornien über Paris bis Seoul und Tokio beobachten ließ.

Mit dem Stichwort „Studentenunruhe“, dem Hinweis, daß damals vor allem Studenten die Träger der APO waren, ist schon gleich eine Schwierigkeit genannt, die sich stellt, wenn man heute fragen will, ob wir vor einer neuen APO stehen, und die Antwort auf diese Frage vor dem Hintergrund der alten APO zu geben versucht.

Im Vergleich zu den Wirren, zu denen es etwa 1967 an unseren Universitäten nach dem Berlin-Besuch des Schah von Persien und der Erschießung des Studenten Benno Ohnesorg kam, kann man beinahe sagen, daß heute in diesem Bereich, im ganzen gesehen, Ruhe herrscht. Kenner der Szene behaupten freilich, daß diese Ruhe trügerisch sei und daß sich in aller Stille sehr viel neues Unbehagen und Konfliktpotential aufstae. Auch heute kommt es gelegentlich zu Demonstrationen, Streiks und Vorlesungsboykotts, zu Demonstrationen, bei denen die alten Requisiten wieder auftauchen können. Aber die alten Fahnen und Spruchbänder wollen nicht mehr so recht zu den heutigen Zielen passen. Irgendwie sind die großen Themen – etwa der Vietnam-Krieg – abhanden gekommen, und auch die zündenden Parolen und die redemächtigen Wortführer wollen sich nicht einstellen.

Wichtiger aber ist, daß wir es hier mit ganz neuen Generationen von Studenten zu tun haben. Nicht zu Unrecht hat man schon früher einmal behauptet, daß im Grunde jede neue Generation wie in einer Art Invasion in eine bestehende Gesellschaft einbreche. Unsicher bleibe immer, wieviel sie sich von den bestehenden Traditionen aneignen werde, wie weit sie sich dem Bestehenden oder das Bestehende sich selbst anpassen werde.

In Gesprächen mit heutigen Studenten kann man die Beobachtung machen, daß Studentenführer wie Rudi Dutschke oder Daniel Cohn-Bendit, um nur die bekann-

testen von damals zu nennen, kaum noch dem Namen nach bekannt sind. Jedenfalls hat sich die Erinnerung an die Beatles stärker erhalten. Allzu viel Kontinuität sollte gerade in der jüngsten Vergangenheit nicht vorausgesetzt werden. An den Schulen war man im Geschichtsunterricht kaum bis zum Jahr 1933 vorgedrungen. Ob man über die sechziger Jahre überhaupt noch etwas gehört hat, ist im einzelnen mehr als fraglich. Wenn wir uns hier einen kurzen Rückblick erlauben, dann nicht um in „alten“ Erinnerungen zu kramen. „Veteranen“ der Studentenunruhe erzählen ja heute von den Jahren, in denen sie Staat und Gesellschaft herausgefordert haben, wie die Alten Herren zuvor in ihren Kreisen von Stalingrad oder Rommels Afrikafeldzug erzählt hatten. Bestimmte Linien der Entwicklung, die aus der Vergangenheit ins Heute führen, sollen hier lediglich nachgezeichnet werden, soweit sie uns helfen können, unsere unmittelbare Gegenwart besser zu verstehen.

Was sie wollten

Am 21. Juni 1967 wurde der Student Ohnesorg erschossen, ungefähr auf dem Höhepunkt der Bewegung. Vorangegangen war, daß beinahe über ein Jahrzehnt hinweg eine Welle von Unruhe durch die junge Generation ging, und dies merkwürdigerweise mitten im noch kaum angefochtenen Wirtschafts-Wunder-Optimismus.

Die Anlässe für das Aufbegehren waren vielgestaltig und wechselten. Ein Katalog, der sich auf das Wichtigste beschränkte, würde etwa nennen: geplante Atombewaffnung der Bundeswehr, Atomgefahr überhaupt, die Kriege in Algerien und Vietnam und die sogenannten Notstandsgesetze, die zum Anlaß genommen wurden, den „Notstand der Demokratie“ auszurufen. Am 13. 8. 1961 wurde der Bau der Berliner Mauer begonnen, die auf die Dauer zu einem bequemen Freund-Feind-Denken verführen konnte. Eine große Rolle spielte der sogenannte „Bildungs-Notstand“: zu wenig Arbeiterkinder an den Universitäten, Widerstand gegen das, was man an den Universitäten „autoritär-technokratische“ Strukturen nannte, und die wachsende Überzeugung, daß zusammen mit den Universitäten die ganze Gesellschaft mitverändert werden sollte.

Wechselnd waren auch die Formen und Praktiken des Widerstands. Aus Amerika kamen „go-in“ und „sit-in“. Erst flogen nur Tomaten, Puddingtüten und Rauchbomben. Auf die Tomaten folgten Steine, auf die Rauchbomben Sprengsätze. Am 3. April 1968 brannten auf der Frankfurter Zeil zwei Warenhäuser. Unter den Brandstiftern waren unter anderen Baader und Ensslin, die, wie sie erklärten, „gegen die Gleichgültigkeit der Gesellschaft gegenüber dem Morden in Vietnam“ protestieren wollten.

Aber was immer der Anlaß für die Demonstrationen war, die nicht selten wie die Auftritte der damals bekannten Rockgruppe „Rolling Stones“ in Handgreiflichkeiten ausufernten, bestimmender Grundeindruck war der einer explosiven Gereiztheit, die nur mühsam an sich halten konnte und sich auf die Dauer in bloß verbalem Radikalismus nicht ausleben konnte. Dabei ging die eigentliche Energie immer nur von Minderheiten aus, von Minderheiten allerdings, deren Parolen ansteckend wirkten. Und große Teile der Mehrheit waren nur zu rasch bereit, sich mit diesen Minderheiten zu solidarisieren. Genauer gesagt: es gab nicht wenige Studenten, die selbst auf

eigenes Risiko nie gewagt hätten, altgedienten Ordinarien („Unter den Talaren – Muff von tausend Jahren!“) Wunderkerzen unter die Nase zu halten, Stinkbomben vor die Füße zu werfen. Aber sie genossen es, und dies durchaus nicht bloß „klammheimlich“, wenn andere das taten, die auf diesem Wege nicht selten ihre eigene Zukunft ruinierten.

Bestimmender Grundeindruck war, wie gesagt, der einer ungeheuren Gereiztheit. In der gleichen Zeit wurde aber in pausenlosen, nächtelangen Disputen und Ideologie-Palavern versucht, der eigenen Gereiztheit auch theoretisch auf den Grund zu kommen. Auch hier war man rasch bei der Überzeugung, daß im Grund die ganze Gesellschaft oder, wie man damals sagte, ihre „Strukturen“ zu verändern wären.

Entscheidende Hilfe, das eigene Unbehagen an der Gesellschaft zu artikulieren, fand man eine Zeitlang bei der sogenannten „Frankfurter Schule“ von Theodor W. Adorno und Max Horkheimer, vor allem bei dem Philosophen Herbert Marcuse, der im Verlauf der Jahre eher zu einem „Randsiedler“ der Frankfurter Schule geworden war. Danach war die hochentwickelte Industriegesellschaft zu einem riesigen Produktions- und Verteilungsapparat geworden, der – so die Formeln von Marcuse – auf politische Unterdrückung weitgehend verzichten könne, weil diese Überflüssigkeit durch einen ständig steigenden Lebensstandard erreicht habe, daß die „komfortable, reibungslos funktionierende, vernünftige, demokratische Unfreiheit“ hingenommen werde. Enorm produktiv, stehe dieses Herrschaftssystem unter einem gewissen Zwang, die eigenen Produkte durch immer neue zu überbieten. Es könne, was es schaffe, nicht mehr „erhalten“. Auf Verschwendung, auf die Produktion und den Absatz von im Grunde unnützen Dingen angewiesen, schillere die moderne Industriegesellschaft zwischen Produktivität und Destruktivität, und dies vor allem dort, wo sie auch noch ihre Rüstungswirtschaft zur Erhaltung des Wohlstandes einspanne. In einer solchen Welt werde der Mensch „eindimensional“, und schon das Bedürfnis nach Veränderungen oder gar nach einer totalen Wende drohe zu verkümmern.

Was daraus wurde

Die Unruhe der alten APO brach, wie gesagt, auf mitten in einem Wirtschaftswunder-Optimismus, der noch kaum verunsichert war (Als erstes leichtes Erdbeben hatte sich die Rezession von 1966 bemerkbar gemacht.) Die Basis dieser Unruhe bildete eine merkwürdige Wohlstands-Verdrossenheit, die Einsicht, daß alle quantitativen Steigerungen unserer Konsummöglichkeiten nicht darüber hinwegtäuschen konnten, in welchem Maße sich als Kehrseite ein Schwund an „Lebensqualität“ – das Wort war damals noch nicht in Umlauf gebracht – und zunehmende innere Sinn-Leere zu zeigen begann.

Eine hochentwickelte Industriegesellschaft kann sich, nach Herbert Marcuse, nicht mehr damit begnügen, wirklich vorhandene, sogenannte „echte“ Bedürfnisse zu befriedigen. Immer mehr ist sie darauf angewiesen, ständig neue Bedürfnisse zu wecken, das heißt, die Bedürfnisse für immer neue Erzeugnisse mit Hilfe einer zunehmend raffinierter werdenden Werbung gleich „mitzuproduzieren“. Wer aber soll entscheiden, welche Bedürfnisse „echt“ und welche nur eingeredet sind? Die Frage bekam eine neue Schärfe, sobald man seinen Horizont erweiterte und von dem

Fehlen elementarer Lebensgüter in großen Teilen der Dritten Welt“ Kenntnis nahm, von dem Grauen kolonialistischer Kriege, deren Schrecken das Fernsehen Tag für Tag in die gute Stube spiegelte. Zu den unbestreitbaren Verdiensten der Studentenunruhe gehört, daß sie das Ihre dazu beitrug, uns zu „sensibilisieren“ für die Einsicht, daß unsere Industrienationen nicht Inseln gelangweilten Wohlstandes bleiben können in einer Welt, die in Elend und aggressiver Erbitterung zu versinken droht. Ältere Beobachter sagten sich oft, daß unruhig zu sein ein Vorrecht der Jugend sei. Niemand könne ein Interesse daran haben, daß Jugend auch so schnell wie möglich resigniere, „klein beigebe“ oder „verspießere“. Daß junge Leute immer so abgeklärt und weise reagierten, wie das Professoren und andere Vertreter des Establishments nicht in jeder Situation taten, sei eigentlich kaum zu erwarten.

Wenn die Unruhe nur zu greifbareren Ergebnissen geführt hätte. Wenn nur nicht so viel der Energien ins Leere verpufft wäre, um dann nichts als Enttäuschung und Bitterchaft zu zynischer Anpassung zu hinterlassen. Nicht selten standen sich die jungen Rebellen selber im Wege. In ihrer Ungeduld, alles müsse überhaupt ganz anders werden, war man schnell bei der Hand, sinnvolle Einzelaktionen mit dem Argument abzutun, damit werde doch nur „das System stabilisiert“. Aus Amerika, aus dem Kreis um J. F. Kennedy, kam damals das Wort, wonach „kleine Schritte“ besser seien als „große Worte“, womit gegen „große Schritte“, wenn einer welche tun kann, nichts gesagt war. Aber wenn es um kleine Schritte ging, bei denen sich echte Erfolgserlebnisse holen ließen und die aneinandergereiht auch eine Richtung ergeben konnten, wenn es um konkrete Handlungsanweisungen ging, ließ einen die Ideologie weitgehend im Stich.

Und in der Endphase der Bewegung, als die Unruhe weithin „abgeschlafft“ war, traf man immer wieder auf junge Rebellen, die im Grunde schon „verspießert“ waren, aber immer noch weiter ihre revolutionäre Phraseologie wiederholten. Immer nur zu fordern, daß alles von Grund auf anders werden müsse, ohne irgendwo konkret Hand anzulegen, ist schließlich schon von jeher der sicherste Weg gewesen, alles beim alten zu lassen. Zuletzt diente der Satz, dieses oder jenes stabilisiere lediglich das System, vielen nur noch zur Rechtfertigung eigener Inaktivität und Ratlosigkeit.

Manche meinten schon, die alte APO sei tot. Bis heute hat sie es nicht einmal dazu gebracht, in nüchterner Selbstkritik aufzuarbeiten, woran sie letztlich gescheitert ist. Der Versuch einer Bilanz würde vermutlich im Positiven ergeben, daß wir damals für eine Unzahl an Problemen unserer Gegenwart „sensibilisiert“ wurden, von denen freilich kaum eines wirklich gelöst, kaum eines wirklich ausdiskutiert wurde. Vorherrschende Tendenz ist heute eher, daß man sich einer Diskussion verweigert, daß man die Illusion hütet, Probleme lösten sich irgendwie von selbst, wenn man nur dafür sorgt, daß nicht über sie geredet wird. Als Beispiel könnte etwa das Terrorismus-Problem von heute gelten. In den späten sechziger Jahren gab es Jugendliche, die fanden, nun sei eigentlich genug diskutiert und geredet worden. Nun müsse endlich etwas getan werden, wobei man von dem, was zu tun wäre, wenig deutliche Vorstellungen hatte. Die Terroristen von heute sind, wenn man will, verspätete 68er, die in ihrem blindwütigen Aktionismus Signale von mörderischer Verzweiflung setzen, während große Teile der Bevölkerung längst übereinkamen, man solle schon nach Möglichkeit das Diskutieren und das Miteinanderreden unterbinden. Man sehe ja, was vom Diskutieren alles kommen könne.

Die Jugendunruhe der sechziger Jahre hat uns auf Probleme hingewiesen, für die das Establishment „betriebsblind“ war und zum Teil bis heute geblieben ist. Kaum eines der damals angesprochenen Probleme ist inzwischen gelöst worden. Auf der anderen Seite sind mittlerweile auch neue Entwicklungen und Erfahrungen hinzugekommen, die unsere Optik noch einmal verändern werden.

## Von den Ostermärschen zum Antiatomdorf

Wie weit sich inzwischen die allgemeine Großwetterlage schon wieder verändert hat, zeigt nichts so deutlich wie die Bürgerproteste gegen den Bau von Kernkraftwerken, wo sich schon äußerlich der Vergleich mit den Studenten-Polizisten-Krawallen der sechziger Jahre geradezu aufdrängt.

Alte Ostermarschierer neigen dazu, zu behaupten, die ganze APO sei letztlich einmal aus ihren Demonstrationen gegen die Atomwaffen herausgewachsen. Aber die Sternmärsche der Atomwaffengegner wurden zu einer Zeit unternommen, als man noch ausdrücklich zwischen friedlicher und kriegerischer Nutzung der neu erschlossenen Energiequelle unterschied. Damals fand man noch, die Atombombe habe den Krieg ein für allemal ins Museum der Menschheitsgeschichte verwiesen. Auf der anderen Seite aber habe sich mit der Möglichkeit, das friedliche Licht des Atomstroms leuchten zu lassen, ein Weg zu ungeahnten neuen Entwicklungen eröffnet.

Inzwischen richtet sich das Unbehagen längst auch gegen die „friedliche“ Nutzung. Die zu bauenden Reaktoren wurden zu „Symbolen“ für Ängste, die mit Zahlen aus Gutachten und Gegengutachten und mit der Lösung technischer Detailfragen kaum zu beschwichtigen sind. Zu den sprechenden Bildern unserer Zeit gehören inzwischen die Szenen von „Atomdörfern“, in denen junge Leute hart am Rande einer vagen Angst vor dem „Atomtod“ und eines konkreten Zornes auf die Polizei ein gemeinschaftliches Hippie-Leben führen, wobei die Polizisten als Handlanger von Planungsbehörden erscheinen, die das übergeordnete allgemeine Wohl in Erbpacht zu besitzen beanspruchen.

Die alte APO appellierte noch – im marxistischen Stil – an die „Arbeiterklasse“, die sich ihr, aufs ganze gesehen, versagte. Im Kampf gegen den Bau von Kernkraftwerken kam es, wo nicht radikale Gruppen die Bauern bald wieder um ihre Wiesen fürchten ließen, zu Solidarisierungen mit regionaler Bevölkerung, wie etwa im Dreiländereck bei Basel mit Bauern, Winzern, Fischern und Angestellten. „Es wird schon viel zu viel entwickelt / die Heimat nach und nach zerstückelt“, sang man dort, wo man altes Kulturland (Weinberge am Kaiserstuhl) dem Götzen Industrialisierung nicht zu opfern bereit war.

Man hat die „Bürgerinitiativen“, die solche Proteste in Gang bringen und die in mancher Hinsicht als Folgeerscheinungen der APO angesehen werden können, abwechselnd als Erscheinung gefeiert, die ein demokratisierendes Element in unser erstarrtes politisches Leben hineinbringe, oder als Unruhefaktor gescholten, der zu einer gefährlichen Relativierung der offiziellen Entscheidungsgremien führen könne. Näher betrachtet, können sich Bürgerinitiativen Ziele setzen, die auf die Dauer auch einer breiteren Öffentlichkeit einleuchten. Sie können im einzelnen aber auch Minderheiten-Interessen durchzusetzen versuchen – bis zur Verhinderung eines Behindertenheimes in der eigenen Nachbarschaft. Sie können aus lokalem Egoismus nach

dem Prinzip St. Florian (Verschon mein Haus, zünd' andere an) Vorhaben, die einer größeren Allgemeinheit dienen, im eigenen Bereich hintertreiben.

Aber gerade bei den Bürgerinitiativen gegen den Bau von Kernkraftwerken zeigen sich auch Tendenzen zu einer überregionalen Solidarisierung und Versuche, den multinationalen Interessengruppen der Planenden einen entsprechenden multinationalen Widerstand der Bürger entgegenzusetzen. Besonders deutlich zeigte sich das wieder im Dreiländereck bei Basel. Dort sang man nicht nur auf deutscher Seite auf eine bekannte Melodie: „Wachstum, Wachstum über alles, über alles in der Welt. Das ist unser ganzes Streben: sehn, wie lang die Welt noch hält!“ Man sang auch gemeinsam mit Elsässern und Schweizern eine „Neue Wacht am Rhein“. Die alte Wacht am Rhein war ein gegen den französischen „Erbfeind“ gerichtetes, nationalistisches deutsches Lied. Die „neue“ beginnt: „Im Elsaß und in Baden, war lange große Not. Da schossen wir für unsere Herren im Krieg einander tot. Jetzt kämpfen wir für uns selber in Wyhl und Marckolsheim. Wir halten hier gemeinsam eine andere Wacht am Rhein.“

Der Streit um den Bau von Kernkraftwerken ist weitgehend zu einem Symbol für ein tiefes Unbehagen an unseren Lebensbedingungen im Zeitalter eines aus der Kontrolle geratenen technologischen Fortschritts geworden, zu einem Symbol für den wachsenden Zweifel, ob denn überhaupt die ganze Richtung noch stimme. Eben deswegen werden sich die Auseinandersetzungen auch nicht ohne weiteres mit Public-Relations-Aufklärung auf Glanzpapier, auch nicht mit gewerkschaftlichen Massenveranstaltungen entkrampfen lassen. Freilich, in welcher Breite und mit welchem Tiefgang hier diskutiert werden müßte, wird auch von Kernkraft-Gegnern nicht immer erfaßt, die sich in ihrem Widerstand auf die zu bauenden Betonklötze versteift haben.

## Bürgerinitiativen und der heißgelaufene Fortschritt

Als Symptome zeigen die Ereignisse von Wyhl, Brokdorf und anderen Plätzen, in welchem Tempo die Faszination durch immer neue technische Errungenschaften ins Zweideutige geraten ist. Noch vor Jahren konnte man erleben, daß in Diskussionen das Dogma galt, eine Verzögerung des Fortschritts sei in keinem Fall wünschenswert, und er könne letztlich auch gar nicht aufgehalten werden. Gelegentlich konnte man die erschrockene Frage hören, ob denn jemand im Ernst den Fortschritt „bremsen“ wolle. Nun, für ein Auto gilt, daß es ohne funktionstüchtige Bremsen im Verkehr gar nicht zugelassen würde. Auch im Blick auf den technologischen Fortschritt ist inzwischen die Frage aufgekommen, ob man bisher nicht allzu forsch in die eine oder andere Kurve der Entwicklung gegangen sei und ob, wo unsere gesellschaftlichen Bremsen versagen, nicht auch äußere Begrenzungen durchaus bremsende Wirkung haben könnten.

Einige werfen den Bürgerinitiativen, ob sie sich gegen Kernkraftwerke oder gegen die Zerstörung von Wohngebieten in Ballungszentren richten, heute gern vor, daß sie im Grunde immer nur „reagierten“. Immerhin signalisieren sie, indem sie Prozesse, die bürgerfern geplant und in Gang gesetzt wurden, erst einmal „abbremsen“, daß hier Entwicklungen anlaufen, für die in jedem Fall breitere Meinungsbildung, offenere Entscheidungsfindung notwendig wäre.

Auch dieser Vorwurf des bloßen „Reagierens“ mag die Gegenwart charakterisieren. Nicht von ungefähr werden als zeitliche Bezugspunkte für die alte APO Beginn und Ende der Großen Koalition (1966–69) genannt. Schon vor der Bildung der Großen Koalition war allen Ernstes gefragt worden, ob sich die beiden großen Parteien überhaupt noch hinreichend unterscheiden. In der Zeit der Großen Koalition selbst fand man, daß nun unsere Gesellschaft endgültig ohne „Alternative“ sei, auch dies ein Lieblingswort jener Jahre. Wer hinhörte, konnte hier nicht selten ausgesprochen eschatologische Töne hören: immer noch sollte überhaupt alles ganz anders werden. Was man wollte, war eine ganz andere Gesellschaft, ein ganz anderer Staat, oder am liebsten überhaupt keiner, eine ganz andere Wirtschaft – wenn man will; ein neuer Himmel, der sich als neue Erde erweisen sollte.

Noch die sechziger Jahre kannten das Pathos, allmählich sei nun die Zeit gekommen, wo wir, wenn wir nur wollten, unser Schicksal und vor allem unsere Zukunft in unsere eigenen Hände nehmen könnten. Noch war man tief beeindruckt von der Produktivität unserer Industriegesellschaft, ihren Fähigkeiten zur Befriedigung echter und bloß suggerierter Bedürfnisse. Noch Herbert Marcuse schwärmte, in seiner Sprache, von einer nahe bevorstehenden Zeit, in der die wachsende Mechanisierung und Automatisierung der Arbeit es ermögliche, einen immer größeren Teil derjenigen Triebenergie, die für die entfremdete Arbeit abgezogen wurde, in Energie der Lebenstriebe zurückzuverwandeln.

Mittlerweile ist, was die Computer über unsere Zukunft auszurechnen versuchen, immer bedrohlicher ausgefallen. Ölkrise und die Warnungen des „Club von Rom“ haben uns darauf aufmerksam gemacht, daß unsere Industriegesellschaft am Ende auf eine einzige Verschwendung von Rohstoff- und Energiequellen, auf einen einzigen Raubbau an unwiderbringlichen Lebensgrundlagen hinauslaufen könne. Gewiß, noch wehrt man sich in weiten Kreisen gegen die Einsicht, daß es wohl kein Zurück zu dem Wirtschaftswunder-Optimismus der Jahre des Wiederaufbaus nach dem Kriege geben wird. Vor allem aber in der jungen Generation ist die Sorge weit verbreitet, die sieben fetten Jahre könnten hinter uns liegen. Es könnten magere Jahre auf uns zukommen, für die niemand so recht vorsorgen wollte. Es könnten uns schmerzhaft Veränderungen nicht erspart bleiben, auf die wir alle miteinander nicht vorbereitet sind.

Und hier hat denn auch die Rede von einem „außerparlamentarisch“ umgehenden „Vertrauensschwund“ ihren Platz, von einer tiefen Unzufriedenheit mit den etablierten Parteien. Daß Politiker, so hört man, in Wahlkämpfen ungern von unpopulären Dingen redeten, das könne man noch verstehen. Wenn man nur immer den Eindruck haben könnte, daß der jeweilige Politiker die unpopulären Probleme unserer Zeit wirklich kennt. Im Grunde lebe man nur noch von einem Wahlkampf zum anderen, denke nur noch in den kurzen Zeittakten einzelner Legislaturperioden. Von einem an sich bitter nötigen Konsens aller Parteien in den längerfristigen Problemen unserer Gesellschaft sei wenig zu sehen. Ein Hang zur vordergründigen Polarisierung zwingt die Parteien dazu, alle Fragen, die sich nicht ohne weiteres polarisieren lassen – weil sie möglicherweise quer durch die Bevölkerung umstritten sind –, unter den Teppich zu kehren. Kurz gesagt: kritische Geister in der Jugend vermissen in unserer Gesellschaft eine breitere Diskussion über die elementaren Probleme unserer Zeit und einleuchtende Zukunftsperspektiven.

## Verlust der Alternativen als Stunde der Reformen

Wie sehr wir nach den globalen Zukunftsentwürfen, nach dem Glauben an die großen Alternativen unsere Mühe schon mit dem bloßen „Reagieren“ haben, zeigt etwa, wie es dem Schlagwort von der „Lebensqualität“ schon nach kurzer Zeit ergangen ist.

Man war darauf gekommen, daß es eigentlich wenig Sinn ergebe, immer noch höhere Löhne und Gehälter aus den Betrieben herauszuverhandeln oder herauszustreichen, wenn die Inflationsraten das Erreichte immer schon im Vorhinein aufgezehrt haben. Und mit einem Mal sprach man davon, daß es jetzt eigentlich darum gehe, die Arbeitsbedingungen selbst zu verändern, nach der Lebensqualität am Arbeitsplatz zu fragen, die Arbeit wieder mehr zu humanisieren. Die neue Sorge um die Arbeitsplätze selbst hat solche Erwägungen schon ziemlich bald im Ansatz stecken bleiben lassen. Oder man hatte sich Gedanken gemacht, wie sich das Klima an unseren Schulen verbessern ließe. Auch hier haben Numerus-clausus-Sorgen und Kult der Zensuren schon Lehrern, Eltern und Schülern den Mut abgekauft.

Stehen wir vor einer neuen APO? Wenn man sich bewußt macht, wie sich unsere heutige Gegenwart schon wieder von den Initiativen und Illusionen der sechziger Jahre unterscheidet, wird man die Frage eher verneinen wollen. Vielleicht aber ließen sich unsere eigenen Probleme einmal unter zwei Aspekten ansehen, einem eher pessimistischen und einem anderen, der mehr die Chancen unserer Gegenwart aufzeigt:

Eine Gesellschaft, die auf immer mehr Leistung, immer mehr Produktivität und Konsum ausgerichtet war, ist an ihre Grenzen gestoßen. Nicht Moralappelle, Aufrufe und Warnungen haben sie auf ihrem Weg einhalten lassen. Harte Fakten der wirtschaftlichen Entwicklungen zwingen sie, ihre eigenen Voraussetzungen neu zu überdenken. Auf manche Fetischisten eines unbegrenzten Wachstums mag das wie eine von außen aufgezwungene „Entziehungskur“ wirken. Wie man in der Drogenszene erfuhr, wie man aber auch schon von der älteren Alkoholfrage her wissen konnte, ist ein Patient, dem man bloß von außen her den „Stoff“ weggeschlossen hat, alles andere als wirklich geheilt. Dazu wird es wohl auch noch anderer Anstrengungen bedürfen.

Eine mehr positive Sicht könnte sich von einer Illusion herleiten, die in den sechziger Jahren noch ihre Anhänger fand. Auch damals noch glaubte man an die Möglichkeit einer revolutionären totalen Veränderung der Gesellschaft. Aber selbst nach marxistischer Lehre geht das nur, wenn die Zeit reif ist, wenn eine sogenannte „revolutionäre Situation“ gegeben ist, was immer damit gemeint ist. Offensichtlich lassen sich auch die von unentwegten „Revolutionären“ von jeher gering geschätzten Reformen nicht zu jeder beliebigen Zeit ins Werk setzen. Auch für Reformen, für teilweise Veränderungen und Kurskorrekturen muß die Stunde gekommen sein, die man dann allerdings auch verpassen kann.

Vielleicht werden wir erst wieder zu lernen haben, wie man sich vorbereitet, Chancen für Machbares in der Verbesserung des Zusammenlebens der Menschen besser wahrzunehmen. Daß die „totale\_Wende“ nicht in unserer Macht steht, dürfte sich herumgesprochen haben.

Wilhelm Quenzer

## Die Gemeinden Gottes

„Was ist die «Gemeinde Gottes»?“ Immer wieder wird diese Frage an uns gestellt, und wir müssen zurückfragen: „Welche «Gemeinde Gottes» meinen Sie?“ Denn streng genommen gibt es in der Bundesrepublik drei Gruppen mit dieser Bezeichnung. Sie sollen hier kurz vorgestellt werden.

„*Gemeinde Gottes*“ – *ekklesia tou theou* – ist die häufigste Selbstbezeichnung der christlichen Gemeinde im Neuen Testament, vor allem in den Paulusbriefen. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn biblizistisch ausgerichtete Christen dies für die ursprüngliche und einzig angemessene Bezeichnung der Kirche Jesu Christi halten. Freilich ist das dann nicht nur eine Frage der Terminologie, sondern es ist verbunden mit einer ganz bestimmten Vorstellung von der wahren Gemeinde. Der amerikanische Konfessionskundler Frank S. Mead schätzte mindestens zweihundert verschiedene, voneinander unabhängige Glaubensgemeinschaften in den Vereinigten Staaten, die sich „*Church of God*“ nennen.

Gemeinde Gottes mit Sitz in Fritzlar – Church of God (Anderson)

In der Selbstdarstellung „*Gemeinde Gottes in Europa 1972/73*“ werden die Anfänge dieser Gemeinschaft in den frühen 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts gesehen. Damals wurde unter maßgeblicher Führung von *Daniel Sidney Warner* (1842–1895) in den USA das «Church of God Reformation Movement», die Reformationsbewegung der Gemeinde Gottes, gegründet. Ihr einigendes und wegweisendes Organ war seit 1881 die Zeitschrift «*Gospel Trumpet*», Evangeliums-Posaune (deutsch seit 1922). Die Anfänge reichen freilich bis in die Jahre um 1830 zurück (siehe Kurt Hutten, *Seher, Grübler, Enthusiasten*, 11. Aufl. 1968, S. 467 ff). Die „Hauptgeschäftsstelle“ der «Gemeinde Gottes» und auch das große Verlagshaus befinden sich in *Anderson* im US-Staat Indiana; daher die Beifügung „(Anderson)“.

Verwurzelt ist die Bewegung in der amerikanischen Erweckungsfrömmigkeit und speziell in der aus dem Methodismus kommenden *Heiligungsbewegung*. Man beruft sich auf John Wesley und seine Lehre von der Heiligung als der zweiten Gnade.

„Die erste grundlegende Erfahrung, durch die wir Kinder Gottes werden, (ist) die *Wiedergeburt*“, heißt es im sechsten Punkt des maßgeblichen Glaubensdokumentes der «Gemeinde Gottes». Das heißt, eine persönliche „Bekehrung in Reue und Buße“ ist heilsnotwendig. Wenn der Glaube an Jesus Christus bzw. wenn der Glaubensweg eines Christen andere Formen zeigt – und im weiten Raum der Kirche gibt es ja sehr verschiedene Formen echter christlicher Glaubenshingabe –, dann paßt das nicht recht zur Tradition der «Gemeinde Gottes» und ist suspekt.

Darüber hinaus hat Gott noch „eine zweite Erfahrung für seine Kinder bereitet: unsere *Heiligung*, den Empfang seines guten Heiligen Geistes, den die Welt nicht empfangen kann, sondern nur die Kinder Gottes“ (6. Glaubenspunkt). Wir müssen „ein heiliges Leben führen“: ein Leben, das „frei ist sowohl von äußerer Sünde wie auch von jeder inneren Absicht, Unrechtes zu tun“. So „erwartet (man) von allen in der

Gemeinschaft, daß sie dieser Norm entsprechend leben“ und nannte sich von Anfang an „die Heiligen“.

Erfahrungsgemäß weist ein Heiligungsstreben solcher Art stets eine starke Tendenz zur gesetzlichen und perfektionistischen Haltung auf. Es ist deshalb besonders hervorzuheben, daß die «Gemeinde Gottes» aufs ganze gesehen einen extremen Kurs offensichtlich vermeiden könnte. Die betonte Offenheit für die „Führung durch den Heiligen Geist“ scheint auf eine Grundeinstellung hinzuweisen, die immer wieder zu einer flexiblen und lebensnahen Glaubenshaltung hinführt.

Anlaß zur Gründung der neuen Gemeinschaft in Amerika war vor allem die konfessionelle Zerrissenheit, die nach dem Bürgerkrieg besonders drastisch hervortrat. Man wollte ihr begegnen mit dem „Mahnruf, die ursprüngliche neutestamentliche Gemeinde in unserer Zeit zu verwirklichen“ So ist in der «Gemeinde Gottes» eine tiefe Abneigung gegen alle „menschlichen Kirchenorganisationen“, die man früher schlechtweg „Sekten“ nannte, wurzelhaft vorhanden.

Das hier zugrunde liegende Denkschema ist bei vielen biblizistischen Gruppen anzutreffen. Mit besonderem Nachdruck sagen die Vertreter der «Gemeinde Gottes»: *„Wir wollen nichts anderes als Gottes Gemeinde verwirklichen.“* Gemeint ist dies: Die echten „Gotteskinder“, die es in vielen Kirchen und Denominationen gibt, dürfen nicht allein gewiß sein, daß sie als Erlöste zum „Leib Christi“, der unsichtbaren Gemeinde, gehören; sie sollten sich darüber hinaus auch ihrer Gemeinsamkeit und Einheit bewußt werden und sollten nun darangehen, „die biblische Gemeinde sichtbar darzustellen“. Sie sollten künftig nicht mehr „zwei Gemeinden zugleich“ angehören: der „biblisch neutestamentlichen Gemeinde des Herrn“, in die man „durch die Wiedergeburt hineingelangt“, und einer „menschlichen Gemeinde“, der man „durch die Aufnahme in eine christliche Organisation zugehört“, heißt es in der «Evangeliums-Posaune» 7/1976 in einem Bericht über „75 Jahre Reformations-Bewegung der Gemeinde Gottes in Europa“. Und es wird eigens hervorgehoben: „Die Kinder Gottes, die gewonnen wurden, gehörten (nun) zu keiner anderen Gemeinde als der, in die sie durch die Wiedergeburt hineingeboren worden waren. Denn man kann durch die Wiedergeburt nur in *eine* Gemeinde hineingelangen: in die biblische . . . Gemeinde des Herrn.“

Es wird also ein wesentlicher Unterschied gemacht zwischen der eigenen Gemeinschaft und anderen christlichen Glaubensgemeinschaften: Alle anderen sind „Denominationen“ oder Kirchenorganisationen, deren Zahl man unter keinen Umständen um eine weitere vermehren möchte. (Deshalb will sich die «Gemeinde Gottes» auch nicht als „Freikirche“ bezeichnen, weil dies wiederum die Vorstellung einer institutionellen „Kirche“ erweckt.) Die «Gemeinde Gottes» selbst versteht sich nicht als Denomination; sie will nur „die Gemeinde des Herrn als Ortsgemeinde sichtbar“ machen, *„ohne menschliche Organisation“*

Um den Konflikt zu bewältigen zwischen diesem Selbstverständnis (sichtbar sich darstellende Gottesgemeinde) und der Wirklichkeit (notgedrungen ist sie damit doch eine „Denomination“ neben anderen), führen die Vertreter der «Gemeinde Gottes» immer an, sie würden eine menschliche Gemeinde- oder Kirchenorganisation vermeiden. In der Tat gibt es bis heute keine feste Mitgliedschaft in der «Gemeinde Gottes», damit auch keinen klaren Ein- und Austritt. „Wir können niemals eine genaue Zahl angeben, wie viele Mitglieder eine Ortsgemeinde hat, weil nur der

Herr die Seinen kennt.“ Die Gemeinde wird als „Bruderschaft der Erlösten“ verstanden; sie soll ein lebendiger „Organismus“ sein, nicht Organisation. Die Leitung soll durch Gott selbst und seinen Geist erfolgen, deshalb lehnt man feste Leitungsorgane, Dogmen, Glaubensbekenntnisse und verbindliche „Kirchengesetze“ ab. Eine Zusammenstellung von 13 „Lehrpunkten“ gilt als Richtschnur. „Die Bibel allein“ soll der Maßstab sein.

In Wirklichkeit freilich wird die Bibel unter einem ganz bestimmten Gesichtspunkt gelesen und interpretiert, wie anderswo auch, und ebenso hat die «Gemeinde Gottes» eine *Struktur*, die mit der anderer Glaubensgemeinschaften vergleichbar ist. Sie trägt kongregationalistische Züge: Die Ortsgemeinde, die von einem Prediger oder Pastor (Hirte der Gemeinde) und einem Ältestenrat geleitet wird, ist grundsätzlich selbständig. (Anfänglich traten in den USA diese Pastoren beherrschend hervor, so daß die «Church of God» Züge einer ausgesprochenen „Pastorenkirche“ hatte.) Die übergemeindlichen Beratungsorgane sind die nationalen *Predigerversammlungen*, die von der amerikanischen Zentrale weitgehend unabhängig arbeiten. Sie wählen aus ihrer Mitte einen leitenden „Brüdererrat“. Landes- bzw. Bundeskonferenzen und Bezirkskonferenzen sind richtungweisende Glaubenszusammenkünfte.

In juristischer Hinsicht vertritt das «*Missionswerk der Gemeinde Gottes e. V.*» in der Bundesrepublik die Interessen der Gemeinschaft. Ihm gehören alle Prediger, Predigthelfer und nebenberuflichen Mitarbeiter an. Die Verwaltungszentrale ist *Fritzlar* bei Kassel. Daher wird in Deutschland die Gemeinschaft auch häufig «Gemeinde Gottes (Fritzlar)» genannt. Hier, in der Fraumünsterstraße 38, besteht seit 1948 auch eine Bibelschule, in der die Prediger ausgebildet werden. Leiter ist *Wilhelm Link*.

Als Spitzenorganisation der weltweiten «Church of God (Anderson)» hat sich im Laufe der Jahrzehnte die «General Ministerial Assembly» herausgebildet. In letzter Zeit (seit 1952) sind auch viele Laien in diese Allgemeine Predigerversammlung aufgenommen worden, weshalb sie in «*General Assembly*» umbenannt wurde. Ihr ist die «Gospel Trumpet Company» (das frühere, aus dem Verlagswerk entstandene Leitungsorgan; jetzt «Warner Press Inc.»), ferner der zentrale Missionsausschuß («*Missionary Board*») wie auch das «Anderson College» untergeordnet.

Die zunehmende Verkirklichung der Gemeinschaft stellt für die Glieder selbst jedoch nicht eigentlich eine Organisation der «Gemeinde Gottes» dar; es wird vielmehr betont, daß diese Maßnahmen notwendig sind, um *die Arbeit* gemeinsam auszurichten und effektiver zu machen. Für den Außenstehenden scheint dies nur ein geringer Unterschied, für das Selbstverständnis der Gemeinde Gottes freilich ist er sehr entscheidend.

In gleicher Richtung bahnt sich jetzt auch eine (ökumenische) Entwicklung an, die ein positiveres Verhältnis zu anderen Glaubensgemeinschaften ermöglicht: Man hat erkannt, daß die Verwirklichung der Zielvorstellung – die weltweite Sammlung der Gottesgemeinde – einen längeren Zeitraum erfordert, als man sich anfangs gedacht hatte. Offensichtlich müssen „erst einige Zwischenschritte gemacht werden“. Dazu gehört auch die praktische Zusammenarbeit mit anderen Kirchen und christlichen Vereinigungen, vor allem in den USA. Auch bei uns hat die «Gemeinde Gottes» an manchen Orten ein gutes Verhältnis zur Evangelischen Allianz gefunden. Man beteiligt sich an Zeltevangelisationen und anderen Glaubensveranstaltungen. Engere Beziehungen bestehen hin und wieder zu den Freien Evangelischen Gemeinden.

Im europäischen Raum ist die «Gemeinde Gottes» am stärksten in der *Bundesrepublik* vertreten. Heute bestehen hier 48 Gemeinden, von denen die größten etwa 200 Glieder haben; andere sind eher Stubenversammlungen. Insgesamt kann man mit 2000 Gemeindegliedern im engeren Sinn, bzw. mit 5000 Zugehörigen im weitesten Sinn rechnen. Weltweit wurden für 1969 3270 Ortsgemeinden und etwa 300 000 Glieder angegeben, von denen in den USA und Kanada etwa 80 Prozent leben. Hier betrug das Wachstum 1976 ca. 3 Prozent.

### Gemeinde Gottes (Cleveland)

Die «Church of God» mit dem Zentrum in Cleveland im US-Staat Tennessee kommt aus derselben Tradition. „Die biblische Lehre über die Heiligkeit bildet die Grundlage der Gemeinde Gottes. Schon ehe die Gemeinde die Ausgießung des Heiligen Geistes erlebte, war sie in der Heiligungsbewegung des vorigen Jahrhunderts verwurzelt“, heißt es in einer kleinen Broschüre, „Lehren und Aufbau der Gemeinde Gottes“, die auf Anfrage vom „Gebietsleitungsbüro für Westdeutschland“ in Urbach bei Schorndorf, Schurwaldstraße 10, verschickt wird.

„Ausgießung des Heiligen Geistes“, das weist auf die *Pfingstbewegung* hin. Sie ist die zweite prägende Kraft in der Geschichte dieser Gemeinschaft: Zehn Jahre, nachdem der Baptistenprediger *R. C. Spurling* 1886 eine Heiligungsgemeinschaft gegründet hatte, kam es zu einer enthusiastischen Erweckung mit Geistestaufen und Zungenrede. Damit wurde die kleine «Christian Union», wie die Gruppierung damals hieß, zur ersten Pfingstgemeinschaft in den USA, mehrere Jahre vor dem eigentlichen Aufbruch der klassischen Pfingstbewegung in Topeka, Kansas, und in Los Angeles. Sie gehört noch heute zu den „lebendigsten“, d. h. enthusiastischsten Pfingstgruppen, auch wenn die Schwärmerei und der gesetzliche Fanatismus der Anfangszeit durch das Wirken *A. J. Tomlinsons* überwunden wurde. Dadurch entstand die heutige «Church of God, Cleveland» (1907).

Die Missionsarbeit in Deutschland begann 1936 mit dem Stuttgarter *Hermann Lauster* (gest. 1964); deshalb ist diese pfingstlerische «Gemeinde Gottes» besonders in Württemberg und im Saarland verbreitet. (1975 etwa 50 „Gemeinden“ und 15 „Stationen“ mit ca. 1500 festen Gliedern; insgesamt vielleicht 5000 Zugehörige. Weltweit: 730 000 Mitglieder, davon weit über die Hälfte in den Missionsgebieten, vor allem in Südafrika, hier 120 000 Glieder.)

Verglichen mit anderen Pfingsdenominationen ist die «Church of God» besonders stark durchorganisiert und zentralisiert. So muß die deutsche Gemeinde Gottes als Zweig der amerikanischen Mutterkirche gesehen werden, allerdings mit eigener Verwaltung. Der „Europavorsteher“ hat seinen Sitz ebenfalls in Urbach, und das „Europäische Bibelseminar“ befindet sich im benachbarten Rudersberg.

Die «Church of God» ist besonders stark von einem fundamentalistischen und auch apokalyptischen Biblizismus bestimmt und nach wie vor von einem ausgeprägten Heiligungsstreben. In letzter Zeit ist bei uns eine stärkere evangelistisch-missionarische Tätigkeit festzustellen, die verbunden ist mit einer Erweiterung des Gesichtsfeldes und auch einer offeneren Haltung nach außen. Es besteht gute Verbindung zum „Erzhauser Pfingstverband“ (Arbeitsgemeinschaft der Christengemeinden in Deutschland, ACD).

Auch *Herbert W. Armstrong*, geb. 1893, hat sein Werk «Church of God» genannt. Wir berichteten schon öfter über ihn, seine Zeitschrift «Klar und Wahr» (1974, S. 234 ff), seine «Ambassador Colleges» (1972, S. 239 ff) u. a. m. Die Gründung dieses großen Werkes erfolgte rund fünfzig Jahre später als jene der zuvor genannten Gemeinden Gottes, und sie hat adventistischen Hintergrund (Church of God, Oregon). Man versteht sich als das „große Werk Gottes, das der dem Untergang geweihten Welt die allerletzte Warnung entgegenruft“ Prophetisch-apokalyptische Gedanken stehen stark im Vordergrund. Ansonsten vertritt auch Armstrong mit Nachdruck einen Laien-Fundamentalismus und spielt die Bibel gegen die Wissenschaft aus.

Evangelisation und eine Verkündigung mit den modernsten Mitteln (Rundfunkprogramm «Die Welt von Morgen» seit 1934, die Zeitschrift «The Plain Truth» deutsch: «Klar und Wahr», ein Bibel-Fernkurs) sind die eigentlichen Ziele des ehemaligen Werbefachmanns H. W. Armstrong. Dazu kommt das von ihm 1947 gegründete «Ambassador College». Die Gemeindebildung tritt zurück, vor allem in der Bundesrepublik, wo man die Regionalleitung nur über eine Postfachadresse in Bonn erreichen kann. Man will auch in dieser «Kirche Gottes» „keine Denomination sein, der man beitreten könnte, sondern eine überkonfessionelle, nicht um Anhänger werbende Kirche“. Trotzdem wird von „rund 75 000 Gliedern dieser Kirche“ gesprochen (1973), die angehalten werden, den Zehnten als biblischen Beitrag für die Arbeit im Reich Gottes zu zahlen. Man hört auch von einigen „Versammlungsplätzen“ in der Bundesrepublik und es gibt reisende „ordinierte Diener“, die predigen, Besuche machen und auch Glaubenstufen durchführen.

In erster Linie aber versteht sich die „Weltweite Kirche Gottes“ des H. W. Armstrong als „das einzige Werk auf Erden, das der Welt das wahre Evangelium Jesu Christi im großen Rahmen verkündet“ («Klar und Wahr» 7-8/1973). rei

## Informationen

### MORMONEN

**Die historischen Stätten.** (Letzter Bericht: 1977, S. 49) *Im vergangenen Sommer unternahm Pfarrer Rüdiger Hauth, der Beauftragte für Sekten und Weltanschauungsfragen der westfälischen Landeskirche, eine Reise in die Vereinigten Staaten. Dabei besuchte er*

*verschiedene Mormonen-Stätten. Er berichtet hierüber*

Die etwa 7000 Einwohner zählende Kleinstadt *Palmyra* im US-Staat New York unterscheidet sich in nichts von anderen amerikanischen Kleinstädten dieses Typs: eine breite Hauptstraße mit Supermärkten, Tankstellen und kleineren Geschäften, einige Nebenstraßen und die stets rechteckig angelegten, gleichförmigen Wohnviertel. Für Mormonen allerdings ist *Palmyra* und das Gebiet um die Stadt herum historischer Boden: der Ort, „wo alles begann“.

Joseph Smith's Haus – es ist das Haus, in das die Familie Smith bei ihrem

Wechsel von Sharon/Vermont (dem Geburtsort von Joseph Smith) in den Bundesstaat New York einzog – liegt etwa in der Mitte zwischen Palmyra und Manchester. Es wurde von den Mormonen schon im Jahre 1907 gekauft, jedoch erst 1966 renoviert. Knapp einen Kilometer entfernt findet man die „Sacred Grove“, die kleine Waldlichtung, auf der Joseph Smith 1820 in einer Erscheinung Gott und Jesus Christus gesehen haben will.

Viel Betrieb war auf dem *Hügel Cumorah*, der etwa sieben Kilometer südlich der Stadt liegt. 1927 hatten die Mormonen dort eine Fläche von etwa 2½ Quadratkilometer erworben. Seit vierzig Jahren werden am Fuße des Hügels in jedem Sommer die „Cumorah Festspiele“ veranstaltet, ein mormonisches „Oberammergau“, das während der Spielzeit jeden Abend 25 000–30 000 Zuschauer anziehen soll.

*Independence*, an der östlichen Stadtgrenze von Kansas City/Missouri gelegen, sollte nach einer Offenbarung des Joseph Smith im Jahre 1831 das „neue Zion“ sein. Dort besuchte ich den geweihten Tempelplatz, der von drei mormonischen Gemeinschaften „besetzt“ ist: den Utah-Mormonen (mormonischer Hauptzweig), den Reorganisierten Mormonen (vgl. MD 1972, S. 358 ff) und der kleinen «Church of Christ (Temple Lot)» (MD 1975, S. 297 f). Der Chef-Apostel und Generalsekretär der «Church of Christ», die Eigentümerin des Tempelplatzes ist, zeigte mir die Grenzsteine, die von Joseph Smith am 3. August 1831 an den Ecken des Tempelgrundstückes gesetzt worden waren. Diese Steine wurden 1929 gefunden, als man auf Anordnung des damaligen «Church of Christ»-Apostels Otto Fetting mit den

Bauarbeiten für den Tempel begann. Wegen Geldmangels mußten die Arbeiten jedoch bald wieder eingestellt werden und wurden bis heute nicht wieder aufgenommen.

Nur 400 Meter entfernt befindet sich das Welthauptquartier der Reorganisierten Mormonen. Das Hauptgebäude gleicht einem riesigen Konzertsaal und bietet 6000 Menschen Platz. Hier finden alle zwei Jahre die Weltkonferenzen der „Reorganisierten“ statt.

Im Besucherzentrum der Utah-Mormonen, wiederum nur einige Meter weiter, traf ich einen jungen Mormonen, der längere Zeit im Orchester der Stadt Wuppertal Flügelhorn gespielt hatte. Er fand es „überaus lächerlich“, daß sich drei mormonische Gruppen um ein „Stückchen Wiese“ stritten. Ihn selbst würden diese „historischen Mätzchen“ nicht im geringsten interessieren; für ihn sei die Frage wichtig, inwieweit eine religiöse Überzeugung mithelfen könne, das Leben von heute zu gestalten und Alltagsprobleme zu lösen. Von da aus gesehen hätte er allerdings mit seiner Zugehörigkeit zur „Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage“ einiges anfangen können, obwohl auch hier viel Kritik angebracht sei. – Bisher hatte ich noch nie einen Mormonen in solcher Weise reden hören.

*Nauvoo/Illinois*, das ehemalige Mormonenzentrum am Ufer des Mississippi, ist heute nur mehr eine historische Stätte: ein großer Park mit alten Bäumen und ausgedehnten Rasenflächen, dazwischen die wenigen stehengebliebenen Gebäude aus der mormonischen Vergangenheit.

Endstation des „Mormon-trail“, dem ich nachgereist bin, ist *Salt Lake City* im Staat Utah (knapp 200 000 Einwoh-

ner). Mittelpunkt der Stadt ist der „Temple-Square“ mit dem Tempel, dem „Tabernakel“ und dem Besucherzentrum. Auf Photos erscheint der Tempel gewaltiger, als er in Wirklichkeit ist; wenn man davorsteht, schrumpft das Gebäude zu einem „Tempelchen“ zusammen.

In dem modernen Straßenbild merkt man nicht viel von der mormonischen Dominanz: es rauchen ebenso viele Menschen wie in anderen amerikanischen Städten, in den Kneipen wird Bier und Whisky ausgeschenkt und in den Kinos laufen Pornofilme. Später erfuhr ich, daß in Salt Lake City selbst nur noch 50 Prozent zur Mormonen-Gemeinschaft gehören; im übrigen Staat Utah sind es 70 Prozent.

Sehr offen spricht Grant W Heath, der Leiter der PR-Abteilung in der Verwaltungszentrale, über die Probleme, denen man im Mormonenstaat konfrontiert ist. Wie überall in den USA nehmen auch hier Verbrechen und Prostitution ständig zu; das Staatsgefängnis von Utah ist überfüllt. Die Zahl der Scheidungen mormonischer Paare steigt an; das Problem der „run-aways“ (Kinder, die von zuhause weglaufen) bedrückt auch mormonische Familien. In Provo, etwa 60 Kilometer südlich von Salt Lake City, ist die *Brigham Young University*, mit 25 000 Studenten die größte privat geführte Universität in den Staaten. 96 Prozent der Studenten und der Professoren gehören der Mormonen-Gemeinschaft an. Übrigens studieren zur Zeit 500 Indianer an der Universität, die größte Zahl, die an einer US-Universität eingeschrieben ist (vgl. MD 1972, S. 239).

Auf dem Gelände der Universität, doch völlig unabhängig von ihr, liegt die «*Language Training Mission*» der Mormonen (vgl. MD 1972, S. 104 ff).

Ich besuchte die „Deutsche Abteilung“, wo gerade 24 junge Männer die ersten Versuche in der deutschen Sprache machten. Sie alle wollten „auf Mission“ nach München; im Hintergrund des Raumes hing ein großes Plakat vom Münchener Oktoberfest.

Ein bißchen Entspannung im Besichtigungs- und Gesprächsprogramm brachte ein Besuch des „Promised Valley Theatre“. Jeden Sommer spielt das Ensemble einige Abende kostenlos für Touristen das Mormonen-Musical „Promised Valley“. Der große Zug nach dem Westen ins gelobte Land wird hier in lockerer Weise dargestellt: eine Mischung aus Westernromantik, Anatevka und mormonischer Verkündigung. Das Motto des letzten Aktes: „Amerika ist das verheißene und von Gott geliebte Land“ (so wörtlich). Im Finale wird eine überdimensionale Flagge gehißt, während die Skyline von Salt Lake City im Licht der Abendsonne erstrahlt. Hier mischen sich religiöse, patriotische und nostalgische Gefühle mit einem starken Pionierbewußtsein. Das Mormonentum ist, trotz gegenteiliger Behauptungen seiner Führer, eine amerikanische Religion.

Rüdiger Hauth

ISLAM

**Saudi-Arabien: Weltweite Förderung des Islam.** (Letzter Bericht: 1977, S. 349). Wie der saudiarabische Minister für das Pilgerwesen und Religiöse Stiftungen kürzlich mitteilte, wird sich sein Land in Zukunft noch stärker als bisher für die Ausbreitung des Islam einsetzen. Die Zeitschrift «Die katholischen Missionen» (KM) hat in ihrem letzten Heft (November/Dezember 1977) einige Daten zusammengestellt,

die erkennen lassen, welche Anstrengungen das Land auf diesem Gebiet bereits unternimmt und für die Zukunft plant.

– In seinem Staatshaushalt für 1977/78 hat Saudi-Arabien nach dieser Zusammenstellung 4,5 Milliarden US-Dollar für islamische Universitäten, Erziehungszentren und Schulen, 250 Millionen Dollar für das Pilgerwesen in Mekka und 16 Millionen Dollar für die theologische Forschung und Verkündigung vorgesehen. An der Al-Azhar-Universität in Kairo, dem theologisch-juristischen Zentrum des Weltislam, wurde ein Institut gegründet, das die strenggläubige „wahhabitische“ Richtung des saudi-arabischen Islam verbreiten soll.

– Der Förderung des Islam in Europa dienen zahlreiche Projekte. Saudi-Arabien gab, so der Bericht in «KM», 17 Millionen DM für die kürzlich eingeweihte Zentralmoschee in London, der ein Studien- und Begegnungszentrum angeschlossen ist. Die Moschee ist außerdem Sitz des «Islamrats für Europa», dessen Vorsitzender der saudi-arabische Botschaftsrat Salim Azzam ist. Azzam hat, wie die «Deutsche Welle» kürzlich meldete, inzwischen Ministerrang erhalten – ein Hinweis auf die Bedeutung, die Saudi-Arabien seiner Funktion beimißt. Der «Islamrat für Europa» bemüht sich in letzter Zeit mit Geschick und Erfolg, sich als Repräsentant des Islam für Europa zu profilieren. Für eine Moschee in Genf gab Saudi-Arabien 11 Millionen DM, für die Moschee in Rom, die voraussichtlich 15 Millionen Dollar kosten wird, spendet es 7 Millionen Dollar, den Großteil der Kosten für ein islamisches Zentrum in Brüssel übernimmt Saudi-Arabien ebenso wie für die Moschee in Lissabon.

– Saudi-Arabien ist in verschiedenen Organisationen zur Förderung des Islam vertreten. Nach dem Vorbild der Nobelstiftung wurde die «König-Feisal-Wohltätigkeitsstiftung» gegründet. Sie verleiht einen Friedenspreis, unterstützt aber vor allem die Sozialwissenschaften, das Gesundheitswesen und islamische kulturelle Zentren. Der «Islamische Solidaritätsfonds» vergab nach den Angaben von «KM» im letzten Jahr 5 Millionen Dollar für theologische Forschung und für Universitäten, 2 Millionen für neue Moscheen, Zentren und Schulen, 2,5 Millionen für die Missionsarbeit. Von Juni 1977 bis Juni 1978 stehen dem Fonds 16,5 Millionen Dollar zur Verfügung; 5,5 Millionen kommen wieder aus Saudi-Arabien.

– Die islamische Missionsarbeit wird auch direkt von Saudi-Arabien unterstützt. «KM» berichtet über ein Missionsinstitut für dreihundert Studenten aus der islamischen Diaspora, das in der Hauptstadt Riad eröffnet wurde. Saudi-Arabien vergibt Stipendien an blinde Studenten, um ihnen das Studium an einer islamischen Universität zu ermöglichen. 26 Länder haben sich zusammengetan, um den Rundfunksender „Stimme des Islam“ in Saudi-Arabien zu errichten. In Riad wurde ferner ein Dachverband zur finanziellen und redaktionellen Unterstützung der islamischen Presse in der ganzen Welt gegründet. Zu den missionarischen Bemühungen gehört es auch, daß es an allen Botschaften Saudi-Arabiens „Religionsattachés“ gibt, die für Religionsfragen in den verschiedenen Ländern zuständig sind. So hat beispielsweise nach einer Meldung der «Deutschen Welle» (5. 11. 1977) das Islamische Zentrum in Bonn in enger Verbindung mit der saudi-arabischen

Botschaft ein „Komitee für Da'wah“ (Verkündigung) gegründet, um das Ansehen des Islam in der Bundesrepublik Deutschland zu verbessern und Verständnis für die Anliegen der Moslems zu wecken.

Bei alledem muß man sich klar machen, daß dies Aktivitäten sind, die direkt der Ausbreitung des Islam gelten. Nicht berücksichtigt sind wirtschaftliche und politische Maßnahmen, die indirekt der Förderung des Islam dienen und die ein Vielfaches der genannten Summen umfassen. Dabei ist vor allem an die entwicklungspolitischen Anstrengungen Saudi-Arabiens in Afrika zu denken. mi

## BUDDHISMUS

### **Buddhistische Kritik am Christentum.**

(Letzter Bericht: 1976, S. 379 ff) Der Wiener Arzt *Werner Karwath*, der während einer langjährigen Tätigkeit in Südostasien dem Buddhismus begegnet war und zu einem seiner Sprecher in Europa wurde, hat sich in seinem gewichtigen Buch „Buddhismus für das Abendland“ ausführlich mit dem Christentum auseinandergesetzt. Auf knapp drei Seiten hat er in der neuesten Nummer der in Wien erscheinenden buddhistischen Zeitschrift «Bodhi Baum» (3/1977) seine Kritik zusammengefaßt. Vor dem düsteren Hintergrund eines autoritären, „im Netz seiner eigenen Dogmen gefangenen“, hoffnungslos veralteten Christentums wird der Buddhismus zur Religion, der die Zukunft gehört. Das Christentum dagegen ist „ein Anzug, dem man entwachsen ist“, der deshalb „für immer zu klein“ bleibt.

Es lohnt sich, die wichtigsten Argumente Karwaths zu hören, da sie sehr

pointiert aussprechen, was viele europäische Buddhisten und darüber hinaus ungezählte „Gebildete unter ihren Verächtern“ von der christlichen Religion halten. Im wesentlichen sind es zwei Vorwürfe: das Christentum strebe gewaltsam nach Macht über die Menschen und es verhindere vorurteilsloses, freies Denken und Leben.

„Von Paulus aufgrund seiner Jesus-Vision konzipiert“, so sieht Karwath die Anfänge, „drängte das Christentum rasch zur Macht und verhielt sich nach deren Erlangung genau so autoritär, hierarchisch und despotisch wie die vorher bekämpfte Weltmacht“ der Römer. Es habe den Menschen „der Willkür eines Gottes ausgeliefert“ – die Gottesvorstellung ist freilich nur eine „psychologisch nicht ungefährliche Projektion des Ich“ – und seine Abhängigkeit durch immer engere Knüpfung des „Priesternetzes“ noch vergrößert. So versuche es, „den Menschen gewaltsam auf einen angenommenen Gott hin auszurichten“. Auch seine Ausbreitung über die Welt sei „drängend und mit Unterstützung der finanziellen und politischen Macht des Abendlandes“ vor sich gegangen, weswegen es „nur bei Völkern mit weniger entwickelten religiösen Konzeptionen Erfolg hatte“.

Da sich für Karwath die „Entwicklung“ des menschlichen Bewußtseins als ein Prozeß immer intensiveren Bewußtwerdens und Verstehens darstellt, der „schließlich die Möglichkeit restloser Auflösung in der Weisheit vollkommener Erkenntnis, endgültiger Er-Lösung beinhaltet“, muß jede Religion, die sich nicht dieser Konzeption einfügt, als rückständig und hinderlich erscheinen. So sind prinzipiell die nicht-theistischen Religionen wie z. B. der Buddhismus ein Fortschritt gegenüber den

theistischen Religionen. Alle Modernisierungs- und Anpassungsversuche ändern nichts daran, daß das Christentum „den Primat des Glaubens postuliert“ – und das heißt: es ist festgelegt und nicht auf Einsicht, sondern auf irrationale Autorität gebaut. Deshalb erweist sich heute zunehmend „der Buddhismus als dem Abendländer wesensgemäßer als das Christentum, da die Mehrzahl der abendländischen Menschen nicht dem Glauben zuneigt sind, sondern dem forschenden Zweifel, dem Abenteuer und dem Streben nach Wissen bzw. Erkenntnis“. Summa: Das Christentum „erklärt nicht das Leiden, beseitigt nicht den existentiellen Zweifel speziell des modernen Menschen, behindert vorurteilsloses Denken und führt zu einem Konflikt zwischen religiösem Dogma und allgemein menschlichem Ethos, da es willkürlich nur bestimmte Verhaltensweisen als moralisch gelten läßt bzw. verabsolutiert“.

Nach Karwaths Überzeugung bietet der Buddhismus all das, was das Christentum verweigert. Es ist allerdings ein eigentümlich blutleerer, intellektualistischer und individualisierter Buddhismus, der dabei herauskommt. Mit den Selbstäußerungen asiatischer Buddhisten hat er nur ein Stück weit zu tun. Dagegen sind seine kritischen Argumente aus der jahrhundertelangen Christentumskritik des Abendlandes sattsam bekannt, wo sie längst schärfer und besser formuliert wurden. Sie verlieren dadurch keineswegs ihr Gewicht als kritische Rückfrage. Doch wird einmal mehr das Dilemma der europäischen Buddhisten deutlich: es ist weniger ein „westlicher Buddhismus“, der hier redet, als vielmehr ein „westlicher Intellektualismus“.

mi

**25 Jahre Arya Maitreya Mandala.** Im Jahr 1952 gründete der vom tibetischen Buddhismus geprägte deutsche Buddhist *Lama Govinda* in Berlin einen westlichen Zweig des Laienordens «Arya Maitreya Mandala». In einer Botschaft zum 25jährigen Bestehen («Der Kreis» 9/10/1977) betont Lama Govinda, der Orden solle „nicht eine Zuflucht müder Schöngesteirer sein, sondern der Gegenwart und Zukunft des Buddhismus dienen“. Der Buddhismus sei eine Religion, die „vor allem wirkliches Verstehen“ fordere, also „Überzeugung, die auf innerer Erkenntnis und Erfahrung beruht“.

mi

### **Buddhistisches Adreßbuch für Europa.**

Im Auftrag der «Buddhistischen Union Europas» hat der buddhistische Octopus Verlag in Wien, der in den letzten Jahren immer wieder Listen mit Kontaktadressen, vor allem aus dem deutschsprachigen Raum, veröffentlicht hatte, ein „Adreßbuch der Buddhistischen Organisationen in Europa“ herausgebracht. „Es ist als Loseblatt-Ausgabe konzipiert, so daß Änderungen und Ergänzungen immer wieder eingeordnet werden können. Das Grundwerk umfaßt etwa 60 Seiten und kostet 100 öS“ («Bodhi Baum» 3/1977). Bestellungen bei: Octopus Verlag, Postfach 53, A 1236 Wien.

mi

**Buddhismus in Schulbüchern.** Die Weltreligionen werden allmählich zu einem wichtigen Thema im Schulunterricht. Diese Tendenz ist sicher zu begrüßen. Doch erhebt sich dann auch verstärkt die Frage nach den Maßstäben der Interpretation anderer Religionen, da sie ja weithin in einem christlich orientierten Religionsunterricht behandelt werden. Ein Kriterium

wird zweifellos das Selbstverständnis der jeweiligen Religion sein müssen. In der Zeitschrift «Yana» der *Altbuddhistischen Gemeinde*, die sich dem Erbe Georg Grimms verpflichtet weiß, hat Hans-Georg Schachtner in einem umfangreichen Beitrag die Darstellung des Buddhismus in Schulbüchern unter die Lupe genommen («Yana» September /Oktober 1977). Gleich zu Beginn gibt der Autor seinen Gesamteindruck aus der Durchsicht von über sechzig Büchern wieder. Es sei ihm oft schmerzgefallen, sachlich zu bleiben, „weil zum Teil ein derartiger Schwachsinn als ‚Buddhismus‘ vermittelt wird, was auch bei größter Toleranz nicht akzeptiert werden kann“ Andererseits freut man sich „manchmal über sehr schöne Versuche, nicht nur über Buddhismus zu berichten, sondern auch einiges über die Buddhalehre im engeren Sinne zu lesen“. Insgesamt müsse stark differenziert werden.

In der *Primarstufe*, also der Grundschule, gibt es nur wenige Ansätze, den Buddhismus zu behandeln, die für das Empfinden Schachtners alle gescheitert sind. Umfangreicher wird die Literatur in der *Sekundarstufe I*. Mit ausführlichen Leseproben wird gezeigt, daß zwar das Leben Buddhas im allgemeinen gut geschildert werde, bei der Darlegung der Lehre aber grobe Fehler vorkämen. Zudem wird moniert, daß etwa in der Gegenüberstellung von Buddhismus und Christentum anhand von Textziten „alle eigentlich gut ausgesuchten buddhistischen Texte durch Bibelzitate entwertet und mit einem negativen Beigeschmack versehen“ werden. Doch weiß der Autor hier auch auf Gelungenes und Erfreuliches hinzuweisen.

Das ist nicht der Fall bei den Religionsbüchern für *Sonderschulen*: „... leider

hat man hier Lernbehinderung mit Dummheit und Unwissenheit verwechselt.“

In der *Sekundarstufe II*, also der Oberstufe des Gymnasiums, hat Schachtner sechs Bücher untersucht. Er scheint einigermaßen mit ihnen einverstanden zu sein; jedenfalls vermerkt er nichts Kritisches. Im Gegenteil, der Bericht schließt mit der Wiedergabe didaktischer Überlegungen eines Oberstufenbuches und der Frage, warum sich nicht auch andere Autoren solche Erwägungen zunutze machten. Es lohnt, sie hier zu zitieren: „Um die wesentlichen Elemente des buddhistischen Menschenverständnisses herauszuarbeiten, ist vor allem ein Hinhören auf die Aussagen des Buddhismus zu üben. Dann erst kann ein Gespräch beginnen. Es kann nur exemplarisch vorgegangen werden, um die wichtigsten Elemente der buddhistischen Lehre vom Menschen verständlich zu machen. Die Auswahl erfolgt also unter dem Gesichtspunkt, wie der Buddhismus die Frage nach der Wahrheit des Menschen beantwortet. Dem Buddhismus geht es in erster Linie ja auch um den Menschen selbst und um die Frage, wie er sein Leid loswird (Georg Siegmund).“

Der Beitrag in «Yana» ist sicher nur ein erster Ansatz. Er weist auch erhebliche Mängel auf. Vor allem den, daß die besprochenen Schulbücher nicht genau genug, manchmal sogar überhaupt nicht angegeben werden. So wird es fast unmöglich, die Beurteilungen im einzelnen nachzuprüfen und praktische Konsequenzen daraus zu ziehen. Was aber besonders erfreulich ist, ist das offenkundige Bemühen um eine sachliche, den Partner ernst nehmende Behandlung des heiklen Themas.

mi



## Gebete zum Nachdenken und zur Anregung

Rudolf Bohren:

### **Texte zum Weiterbeten**

112 Seiten, Paperback, DM 12,80

Bohren hat in den bis jetzt in Predigten und Anthologien veröffentlichten Gebeten versucht, die Anliegen der Gemeinde zu formulieren. Die vorliegenden Gebete sind dem einzelnen und einsamen Beter zugedacht, auf dem die Mühsal unserer Tage lastet, dem einmal nur ein Seufzer entflieht, und der ein andermal alles, was er beobachtet, ausführlich notiert und seinem Schöpfer vor die Füße legt. Der Beter nimmt die Welt wahr und vertraut darauf, daß da ein offenes Ohr ist, das hört.

So enthält der Band Gebete zum Nachsinnen, zur Besinnung. Sie möchten hinausführen sowohl aus dem Geplapper als auch aus dem Schweigen der Hoffnungslosigkeit und dem Verzagen des Kleinglaubens. Was Bohren in der Anthologie „Gott im Gedicht“ äußert, dürfte auch von den Texten zum Weiterbeten gelten: „ich schreibe gegen das dummwerden des salzes.“

Die Texte sind gegliedert in: Anrufe – Fragen – Klagen – Jauchzer – Tischgebete – Fernsehgebete. Kurze Einführungen zu den einzelnen Kapiteln machen die Sammlung zu einer Art „Vorschule des Betens“. Eine Vorschule ist keine Gebrauchsanweisung. Bohren traut dem Leser ein eigenes Beten zu. Indem er den Leser zum eigenen Weiterdenken ermuntert, dürfte er gerade junge Menschen ansprechen. Lernenden, die bereit sind, sich zu engagieren; aber auch Lehrenden kann diese Sammlung von Gebetstexten hilfreich sein.

Zwei ausführliche Register erleichtern den Gebrauch.

**Neukirchener Verlag · 4133 Neukirchen-Vluyn 2**

---

**Neu im Quell Verlag Stuttgart**

---

**Ein informatives Sachbuch,**

---

**unentbehrlich für Beratung,**

---

**Unterricht und Gemeindefarbeit**

---

Hans-Diether Reimer (Hrsg.)

**Stichwort »Sekten«**

Glaubensgemeinschaften außerhalb der Kirchen.  
80 Seiten. Kartoniert DM 7.80  
Für »Materialdienst«-Bezieher DM 6.30

Wie stark das Interesse am Thema »Sekten« ist, erwies das Echo auf eine Sendereihe des Deutschlandfunks. Aus der Sendereihe ist dieses klärende Sachbuch hervorgegangen. Für einen breiten Interessenkreis erschließt es Hintergrundinformationen, gibt Maßstäbe zur Einordnung und Beurteilung und verbindet die typologische Darstellung des Phänomens »Sekten« mit Beschreibungen der in der Bundesrepublik am weitesten verbreiteten religiösen Sondergemeinschaften.

---

Eine Publikation  
der Evangelischen Zentralstelle



für Weltanschauungsfragen  
im Quell Verlag Stuttgart

---

Herausgegeben von der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen der EKD im Quell Verlag Stuttgart. – *Redaktion:* Pfarrer Helmut Aichelin (verantwortlich), Pfarrer Michael Mildnerberger (geschäftsführend), Pfarrer Dr. Hans-Diether Reimer. *Anschrift:* Hölderlinplatz 2 A, 7 Stuttgart 1, Telefon 22 70 81. – *Verlag:* Quell Verlag und Buchhandlung der Evang. Gesellschaft in Stuttgart GmbH, Furtbachstraße 12 A, Postfach 897, 7 Stuttgart 1. *Kontonummer:* Landesgiro Stuttgart 2 036 340. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Heinz Schanbacher. – *Bezugspreis:* jährlich DM 20,- einschl. Mehrwertsteuer und Zustellgebühr. Erscheint monatlich. Einzelnummer DM 2,- zusätzlich Bearbeitungsgebühr für Einzelversand. – Alle Rechte vorbehalten. – Mitglied des Gemeinschaftswerks der Evangelischen Publizistik. – *Druck:* Maisch & Queck, Gerlingen/Stuttgart.